

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 175.

Samstag, 28. Juli.

1928.

(5. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Liesbet Dill.

Odettes blaue Augen flammten auf. Sie reckte sich auf. „Sie denken doch nicht, daß ich — daß, weil ich zufällig gestern — — abend — — zu meiner Tante ging — —, daß ich — — mit diesem Mord in Verbindung gebracht werden könnte?“

„Madame“, sagte der ältere Richter, „wir denken vorläufig gar nichts. Wir sind hier, um Tatsachen festzustellen, und bitten um Ihre Unterstützung. Besinnen Sie sich genau, lassen Sie sich Zeit.“

„Dann ist es mir wirklich lieber, Sie stellen Fragen“, sagte Odette. „Die werde ich beantworten, so gut ich kann. Also bitte, was wollen Sie von mir wissen?“

Ihre Gestalt straffte sich, eine Falte stand zwischen den hellen Augen, die so eigentümlich unter dem dunklen Haar leuchteten. Es waren Kinderaugen und meist versteckt unter den langen gebogenen dunklen Wimpern, grünblau schillernd, aber jetzt groß und klar und hell.

„Wieviel Uhr war es, als Sie gestern abend zu Ihrer Tante kamen?“ begann der Richter.

„Das weiß ich nicht mehr genau“, sagte Odette. „Das wird Artemis wissen, die das Essen abgetragen hat, und mein Mann, der zur Jagd fuhr. Denn kurz nachdem mein Mann das Haus verließ, bin ich auch fortgegangen. Ich wollte eigentlich nur spazieren gehen, denn es war furchtbar schwül. Ich hatte Kopfschmerzen. Es wird neun Uhr gewesen sein, als ich aus dem Hause durch die Felder herausging. Als ich von weitem das Haus meiner Tante sah, dachte ich, ich sehe einmal nach ihr, und ging hin.“

„Sie hatten vorher nicht die Absicht, Ihre Tante zu besuchen? Es fiel ihnen unterwegs nur so ein?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich gehe oft abends noch etwas spazieren, und wenn ich am Hause meiner Tante vorbeikomme, sehe ich nach ihr.“

„Ist Ihnen unterwegs jemand begegnet, auf dem Wege oder am Walde, oder haben Sie irgend jemanden in der Nähe des Hauses gesehen?“

„Keinen Menschen. Es ist mir niemand begegnet, weder vor dem Hause, noch im Walde.“

„Der Garten ist sehr verwildert und das Gebüsch groß. Kann sich nicht jemand zu der Zeit drin aufgehalten haben, als Sie hinkamen?“

„Das weiß ich nicht. Es war ja schon dunkel. Ich glaube es aber nicht. Meine Tante arbeitete viel im Garten und pflanzte sehr auf.“

„Hat Sie nie daran gedacht, einen Hund zu halten?“

„Doch, früher hat sie immer Hunde gehabt, aber sie wurden ihr vergiftet.“

„Hatte Ihre Tante jemand in Verdacht, der diese Hunde vergiftet haben könnte?“

„Das weiß ich nicht. Es waren Nachbarn. Sie ist nicht beliebt hier wegen ihres Geizes. Sie gab keinem Bettler etwas und ließ keinen Menschen in ihr Haus. Sie kam immer an den Zaun und sah erst nach. Auch mich hat sie an dem Abend so hereingelassen.“

„Sagte sie etwas davon, daß vorher schon jemand dagewesen sei?“

„Ja, sie sagte etwas von einem Schirmflüder, der

nachmittags geklingelt hätte, sie habe ihn aber fortgeschickt.“

„Hatte Ihre Tante den Eindruck, daß der Mann etwas im Schilde habe?“

„Wie meinen Sie das?“

Der Richter spielte mit dem Bleistift. Der Schreiber schaute von seinen Akten auf.

„Nun, ich meine, hat sie etwas Besonderes daran gefunden, daß der Mann zu ihr kam? Hat er ihr einen unheimlichen Eindruck gemacht? Man hat doch oft — wie sage ich? — den Gedanken, daß der andere nicht das will, was er vorgibt, zu wollen, daß dem Mann vielleicht darum zu tun war, unter irgendeinem Vorwand in ihr Haus zu gelangen?“

Odette spielte mit ihren Ringen, die sie hin und her schob. Ein nervöser Zug umlagerte den weichen, roten Mund. „Ich weiß es wirklich nicht mehr“, sagte sie endlich.

„Also, Ihrer Tante ist an dem Manne nichts Besonderes aufgefallen?“

„Sicher nicht, meine Tante war von Natur misstrauisch. Aber ängstlich war sie nicht. Sie fürchtete sich nicht in dem einsam gelegenen Hause. Sie sagte: „Gott, was soll mir denn hier passieren?“ Sie hatte ihre Papiere auf der Bank im Safe und dort lag auch das Silber. Im Hause hatte sie nur Imitation. Deshalb hat der Mörder es vielleicht auch nicht mitgenommen.“

„Das kann sein“, sagte der Richter, der in die Akten blickte. „Es bleibt aber immerhin seltsam, daß er nicht einmal den Versuch gemacht hat, etwas anderes mitzunehmen. Keine Schublade war geöffnet, kein Schrank erbrochen, außer dem Schreibtisch, der durchwühlt ist. Soviel man feststellen kann, ist überhaupt nichts verschwunden und gestohlen worden. Nicht einmal das Portemonnaie, das auf dem Nachttisch lag, hat der Mörder mitgenommen. Er hat sie einfach erwürgt und sich davongemacht. Daß er überrascht wurde, ist auch unwahrscheinlich, denn das Haus liegt so einsam, dort kommt abends kaum jemand vorbei.“

„Und derjenige hätte sich sicher schon gemeldet, denn die Sache ist bereits in der ganzen Gegend bekannt. Bis zehn Uhr, sagten Sie, waren Sie also bei Ihrer Tante?“

„Ja, so ungefähr.“

„Ein Arbeiter, der um zehn Uhr dort vorbeikam und das Kirchhofstor zuschloß, hat aber in dem Hause kein Licht gesehen.“

„Das ist richtig. Wir saßen auf der Veranda, ohne Licht.“

„So . . . Sie haben auf der Veranda gegessen . . . ? Davon hat der Mann nichts gesehen.“

„Er kann uns auch nicht gesehen haben, denn die Veranda ist dicht bewachsen mit wildem Wein.“

Eine kleine Pause entstand.

„Nun, das wird ja festzustellen sein“, sagte der Richter sehr ruhig. In das blaße Gesicht der jungen Frau stieg eine Flamme bei diesen Worten. Sie schloß ein rasches Wort hinunter, während ihre Hände die Sofa-lehne umfaßten.

„Ihre Tante pflegte sonst immer die Laterne über der Haustür des Turmes zu erleuchten, höre ich von Zeugen. Brannte an diesem Abend auch vor der Haustür kein Licht, als Sie dort hinkamen?“

„Darauf muß ich mich wirklich besinnen . . . ich kann es tatsächlich nicht mehr sagen. Aber — ich glaube es nicht. Es war alles dunkel, als ich hinaufkam. Ich blieb überhaupt nicht lange bei meiner Tante, dann brach das Unwetter los, und ich beeilte mich, nach Hause zu kommen.“

„Haben Sie auf dem Rückwege auch niemanden gesehen? Ist Ihnen da niemand begegnet?“

„Kein Mensch. Ich hätte aber auch kaum darauf geachtet. Ich hatte die Kapuze über den Kopf gezogen, und der Regen strömte nur so herab . . . es war ganz finster.“

„Welchen Weg nahmen Sie zurück?“

„Den Feldweg. Und dann den schmalen Pfad, der zwischen der Gartenmauer in die Rue Victor Hugo führt.“

„Hm . . . Können Sie mir vielleicht die Schuhe zeigen, die Sie gestern angehabt haben?“

Odetta erhob sich, zog an der gestickten Schnur. Auf das Klingeln kam die Klamm. „Marie, bringen Sie meine Schuhe, die ich gestern angehabt habe“, befahl Odetta.

Das Mädchen ging und brachte die kleinen, hellroten Wildlederschuhe, die an den Rändern noch feucht waren, aber sonst sauber . . .

„Sind die Schuhe inzwischen gereinigt worden?“ fragte der Richter.

Das Mädchen schaute von dem Richter auf Odetta und schüttelte den Kopf. „Nein, ich war noch gar nicht auf Madames Zimmer.“

Der Richter sagte halblaut etwas zu dem jüngeren Juristen; dieser beugte sich über die Akten und notierte etwas.

„Sie können gehen; schicken Sie die Wirtschafterin. Wie heißt sie?“

„Artemis.“

Das Mädchen verließ das Zimmer.

Die alte Artemis kam herein. Sie trocknete sich die Hände an der blauen Schürze, sah schreckensbleich aus und blieb am Türpfosten stehen, als wolle sie damit bedeuten, daß sie mit der Sache nichts zu tun habe.

„Artemis“, sagte die junge Frau, „Sie haben meine Schuhe doch nicht . . .“

„Ich möchte Sie dringend bitten“, unterbrach sie der Richter höflich, aber bestimmt, „keine Fragen zu stellen, ehe Sie dazu aufgefordert werden.“

„Mein Gott, wir sind ja hier noch nicht vor dem Schwurgericht“, sagte Odetta und erhob sich. „Bin ich jetzt entlassen? Ich möchte nach meiner Schwiegermutter gehen . . .“

„Ich bedaure, ich brauche Sie noch, Madame“. Der Richter begann, Artemis auszufragen. Zunächst wollte er wissen, wann Madame aus dem Hause gegangen sei. Artemis beschrieb umständlich das Abendessen, als sie auf den Capitaine gewartet hatten, wie der Kutscher vom Bahnhof gekommen sei mit dem leeren Wagen und gesagt habe, der Capitaine sei nicht gekommen.

„Das interessiert uns hier weiter nicht“, unterbrach sie der Richter.

„Doch, ich muß das aber erzählen, damit Sie wissen, wieviel Uhr es war, als Madame das Haus verließ . . .“

„Also bitte . . .“

„Wir essen sonst immer um sieben Uhr. Ich trage Punkt sieben Uhr die Suppe auf. Und alles ist da . . . Diesen Abend mußten wir auf den Abendzug warten, der gegen acht Uhr hier einläuft, weil wir den Herrn Capitaine erwarteten. Als der nicht kam, setzte man sich zu Tisch. Es war ein Viertel nach acht Uhr. Als ich abräumte, ging der Herr auf die Jagd, und kurz darauf ging auch Madame fort. Sie sagte es mir in der Rückentür.“

„Was sagte sie da?“

„Sie sagte: Ich gehe noch etwas an die Luft, vielleicht bleibe ich bei meiner Tante. Es wird wahrscheinlich spät werden, legen Sie den Schlüssel hinter den Boden . . .“

(Fortf. folgt.)

Kuhlmann in der Sommerfrische.

Eine Ferientragödie von Georg Wagener.

„Herr Kuhlmann“, sagte der Chef zu seinem treuen Buchhalter, „es wäre mir ganz lieb, wenn Sie übermorgen ihren Urlaub antreten würden, weil es so am besten mit meinen Ferienplänen paßt.“

So fuhr Herr Kuhlmann ergebungsvoll in Urlaub. Eigentlich paßte ihm die Zeit gar nicht, denn Fräulein Zeitchen, die er in sein Herz geschlossen, hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie erst in vierzehn Tagen nach Hinterwald in die Sommerfrische gehen würde. Aber der Dienst ging vor, und so sah Herr Kuhlmann eines Tages bekümmerten Herzens und in Begleitung seines unzertrennlichen Terriers Flock im Zuge nach Hinterwald.

Dort entdeckte der niedergeschlagene Buchhalter, daß er vergessen hatte, sich vorher schriftlich eine Unterkunft zu sichern. So irrte er stundenlang mit Flock von einem Bauernhaus zum anderen, um ein Zimmer zu suchen. Doch überall wurde er abgewiesen: „Tut uns leid, alles besetzt!“ Schon verzweifelte Herr Kuhlmann daran, in Hinterwald noch einen Platz für sein müdes Haupt zu finden; da gab ihm eine gutmütige Bauersfrau den guten Rat: Versuchen's einmal oben beim Oberhinterwaldler. Da ist eine schöne Aussicht und gute Luft.“ Herr Kuhlmann ließ sich den Weg beschreiben und stapfte ergeben bergan.

Eine halbe Stunde später klopfte er an die niedrige Tür eines Bauernhauses. Eine gewichtige Frau im roten Kopftuch öffnete: „Se?“ — „Ach“, meinte Herr Kuhlmann, durch den kühlen Empfang verschüchtert, „mir ist unten im Ort gesagt worden. Sie hätten vielleicht noch ein Zimmer zu vermieten.“

Die Frau sah ihn prüfend an: „Können's denn auch Küh' melken?“ Herr Kuhlmann staunte: „Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben. Ich möchte nicht als Gehilfe bei Ihnen eintreten, sondern ein Zimmer für die Zeit meines Urlaubes mieten.“ Die Frau blieb ungerührt: „Ich hab' Sie gefragt, ob Sie Küh' melken können. Wenn S' es net können, müssen's sich eine andere Sommerfrisch' suchen.“

Herr Kuhlmann sah schon die letzten Hoffnungen auf ein Zimmer schwinden und beeilte sich daher zu versichern: „Ja, ja, ich kann melken! Was hat das aber mit dem Zimmer zu tun?“ — „Wenn wir einen Sommergast haben, geh'n wir in den Wald Blaubeeren suchen, und der Zimmerherr muß dann unsre Bläs' melken“, beschied ihn die dicke Frau.

Nun durfte Herr Kuhlmann sein Heim für die nächsten vierzehn Tage betrachten. Das Zimmer war zwar niedrig und klein, aber besser als gar keines. Außerdem mußte — nach dem Aussehen der dicken Frau zu schließen — die Kost gut sein. So wurden die beiden handelseinig.

Die ersten Tage verliefen ereignislos. Herr Kuhlmann fühlte sich ganz wohl trotz der schlechten Erfahrung, die er mit der viel gepriesenen Aussicht und der guten Luft vom Oberhinterwaldler Hof gemacht hatte — ein riesiger Düngerhaufen war nämlich der einzige Berg mit Höhenluft, den er von seinem Stubensfenster aus sehen konnte. Seinen Schmerz über Fräulein Zeitchens Abwesenheit wußte er mit der guten, kräftigen Kost seiner dicken Wirtin zu betäuben. Eine vorsichtige Frage, ob er bald in die Verlegenheit kommen würde, die Bäuerin beim Melken zu vertreten, wurde mit der erfreulichen Auskunft beantwortet: „Es ist noch zu kalt zum Blaubeerenpflücken.“ So benutzte Herr Kuhlmann die Galsenfrucht, um morgens und abends der Frau das Geheimnis des Kuhmelkens abzusehen.

Eines Abends aber überfiel die Bäuerin ihren Sommergast mit den schicksalsschweren Worten: „Also, morgen in aller Früh' geh't's in die Blaubeeren. Da müssen's um sechs Uhr auf die Wief' und die Kuh melken. Abends find wir wieder da.“ Herrn Kuhlmanns Herz pochte in Vorahnung schrecklicher Ereignisse.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, hörte morgens um drei die Bauersleute aufbrechen und troch zur besohlenen Zeit müde und zerschlagen aus dem Bett. Mißmutig holte er sich den niedrigen Melkschemel und den Eimer; dann machte er sich, von Flock begleitet, auf den Weg nach der nahen Wiese.

Dort lag, behäbig wiederlauend, Bläs, der Stolz des Oberhinterwaldlerhofes. Mißtraulich sah sie den ungewohnten Melker kommen, stand langsam auf und trottete von dannen. „Bläs, Bläs!“ lockte Herr Kuhlmann. Doch das unvernünftige Vieh wedelte nur ablehnend mit dem Schweif und zog der entlegensten Ecke der großen umzäunten Wiese zu. Herr Kuhlmann trabte mit Flock hinterher.

Die Uhr auf dem Kirchturm von Hinterwald schlug siebenmal, als der unglückliche Melker schweißgebadet alle Fingerversuche aufgeben wollte. Da kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Er ließ Schemel und Eimer liegen und ging ins Haus zurück.

Wenige Minuten später trat Herr Kuhlmann, mit einem

schmierigen Rod, einer Bluse und einem roten Kopftuch, als Bäuerin verkleidet, auf die Wiese. Seine List gelang vollkommen. Bereitwillig nahm Bläs die vorchriftsmäßige Haltung ein, Herr Kuhlmann ließ sich neben ihr auf dem Schemel nieder, und Flos sah in gespannter Erwartung zu. Bläs wandte den diden Kopf und betrachtete mit sichtlichem Behagen die gewohnten Vorbereitungen zu ihrer Erleichterung.

Da besah eine Fliege die Frechheit, sich kitzelnd auf Herrn Kuhlmanns Nase zu setzen. In menschenfreundlicher Absicht feste Bläs das Tier mit einem Schweiffschlag fort. Herr Kuhlmann flog vor Schreck nach rückwärts ins Gras. Bläs machte verwunderte große Augen, als unter dem Rod eine Männerhose zum Vorschein kam. Die falsche Kellnerin raffte sich rasch wieder hoch und brachte die Finger ans Euter. Ein dünner Milchstrahl schoß neben den Eimer ins Gras. Dann versiegte die Quelle. Bläs wunderte sich über die unsachgemäße Behandlung und wedelte misstrauisch mit dem Schweiff.

Da schoß Flos herbei und faßte das buschige Ende, in der guten Absicht, seinen Herrn vor weiteren Purzelbäumen zu bewahren. Das war zu viel für Bläs. Plötzlich sauste ihr Hinterteil in die Höhe, und ein Sieb ihrer breiten Klause warf Flos, Herrn Kuhlmann, Schemel und Eimer über den Däusen.

Flos war empört; kläffend jagte er hinter der Kuh her und trieb sie auf der Wiese herum. Herr Kuhlmann sah trübselig im Gras und sammelte seine bestürzten Sinne. Da trabte Bläs, von Flos gehekt, geraden Weges auf ihn zu. Herr Kuhlmann raffte sich hoch und stolperte, durch den langen Rod behindert, nach dem rettenden Zaun. Mit ängstlicher Hast kletterte er über die rauhen Fichtenstämme, hatte mit dem Rod an einem Ast fest, glitt aus und blieb, den Kopf nach unten, wie eine mitschlüchte Vogelscheuche in der Luft hängen. Flos ließ die dumme Kuh fahren, setzte sich mitleidig neben seinen Herrn und heulte ihn teilnahmsvoll an. Bläs trotzte friedlich von dannen.

Da puffte ein Kleinauto den Weg vom Ori herauf und blieb wenige Meter von Herrn Kuhlmann stehen. Eine junge Dame sprang heraus, lief auf den Unglücklichen zu, sah ihm ins angstverzerrte Gesicht und staunte: „Herr Kuhlmann, Sie Armster, was machen Sie denn hier?“

Der verunglückte Kellner wäre am liebsten vor der jungen Dame, die niemand anders als Fräulein Zettchen war, in den mitleidigen Erdboden versunken, doch der Rod hielt ihn gefangen. Inzwischen war ein junger Herr näher gekommen. Er besah sich die Lage verständnisvoll und erlöste Herrn Kuhlmann aus seiner schwebenden Pein.

Dann folaten beiderseitige Erklärungen, und Herr Kuhlmann erfuhr, daß Fräulein Zettchen dem Wagen des freundlichen jungen Herrn zu Lieb ihren Urlaub schon früher angetreten hatte und am frühen Morgen aus Hinterwald aufgebrochen war, um dem alten Freund ihren Verlobten vorzustellen.

Das gab Herrn Kuhlmann den Rest. Er packte seine Sachen, legte das Kostgeld für vierzehn Tage auf den Tisch in der Wohnstube und legte den Hauschlüssel unter die Tür. Dann kehrte er, unbekümmert um Bläs und ihr strobendes Euter, dem Oberhinterwaldster Hof den Rücken und fuhr nach Hause.

Der Vergnügungsminister.

Von Mario Iro.

Wir sahen uns nach fünfzehn Jahren in einer Konditorei Unter den Linden wieder. Das gelbe, eingetrodnete Gesicht eines hageren Mannes fiel mir auf. Die fingerbreite Tiefquart, die sich von seinem linken Mundwinkel bis zum Ohr zog, erinnerte an Erik Hofseld, und als er mit einer tiefen Basstimme nach dem Kellner rief, war ich sicher und ging hinüber. Es gab die übliche Überraschung, Schulterklappen und Händedrüden. Sein Begleiter erklärte lebenswürdig, daß er das Wiedersehen nicht stören wolle und verabschiedete sich. Während Hofseld etwas verworren von alten Erinnerungen sprach, betrachtete ich ihn erstaunt: der kaum vierzigjährige war vorzeitig gealtert, das knochige Gesicht von Falten durchfurcht, die Augen lagen in tiefen Höhlen, und die großen Ohren standen unheimlich von dem kalten Schädel ab. Er war vor dem Kriege plötzlich aus Berlin verschwunden und blieb lange Zeit verschollen. Später hörte ich, daß er sich mit Tabak- und Gummipflanzungen auf Sumatra ein großes Vermögen erworben habe.

Auf meine Frage, ob er jetzt ständig in Berlin bleibe, schüttelte er entschieden den Kopf.

„Ich bin nur in Geschäften hier!“ Er sah sich argwöhnisch im Kreise um, stand auf, zog mich zu einem leeren Tisch an der Wand. „Man weiß nie, wer mithorcht! Ich muß vorsichtig sein, es handelt sich um Riesensummen!“

Ich wurde neugierig. „Tabak oder Gummi?“

„Nein, alter Junge, damit beschäftigt ich mich schon lange nicht mehr! Diese Hundearbeit ist nicht für helle Köpfe! Ich bin — jetzt wirst du lachen — ich bin sozusagen der Vergnügungsminister des Sultans von Deli!“

Ich war paß.

Er amüsierte sich sichtlich über mein dummes Gesicht und rühte näher. „Ich bin heute der erste Mann in Medan, der Hauptstadt von Deli, eines Sultanats auf Sumatra. Der Sultan ist zwar politisch nur ein Papanz, denn in Wirklichkeit regiert der holländische Resident, aber wir haben das Geld, unerhört viel Geld! Die gesamten an die Holländer verpachteten Ländereien gehören dem Sultan, dazu noch kolossale Familienschatze — es sind Summen, von denen man sich hier keine Vorstellung machen kann!“

Ich wurde ehrfürchtig. „Und wie bist du zu dieser Stellung bei einem malaiischen Nabob gekommen?“

„Grüße, mein Junge, nur Grüße! Ich hörte oft, daß der alte Mann Unsummen für europäische Luxusdinge ausgeben. Ein halbes Duzend Schmarober lieferte ihm den größten Schund — elektrische Klaviere, Grammophone, Projektionsapparate und anderes Zeug, und verdiente heidenmässig dabei. Da hatte ich einen glücklichen Einfall: Ich ließ mir hundert rote Luftballonhäute kommen, füllte sie mit Wasserstoff und erreichte, daß bei einem großen Tanzabend das ganze Ballett des Sultans mit den roten Kinderballons auftrat. Ein Bombenerfolg! Er hatte noch nie einen Kinderballon gesehen, war begeistert, zahlte für jeden zehn Gulden und von dem Tage an war ich gemacht. Ich lieferte für die Leibwache glistrierte Sufarenuniformen, für den Sarem ein ganzes Panoptikum von Wachspuppen und Bögel mit Uhrwerk, ich ließ einen Taschenspieler aus Hamburg kommen, der dem Sultan Eier und Früchte aus dem Sarong zaubert, ich habe eine Schießbude mit mechanischen Figuren angelegt, eine Wasserrutschbahn und ein Packkabinett, ich erlangte die Grammophonnetten, die nach wie vor das größte Vergnügen des Sultans bilden! Er besitzt ungefähr dreißig Grammophone. Jedes trägt eine Nummer. Er wettet nun gegen sich selbst, welcher von den Apparaten, die gleichzeitig losgelassen werden, am längsten spielt. Wenn er Pech hat, sitzt er oft tagelang in dem irrigen Lärm, denn alle Platten sind Militärmärsche oder Blechmusik. Jetzt wird nach meinen Plänen eine Arena für die Tänzerinnen gebaut und ich bin hier, um die modernste Bühnenbeleuchtung anzuschaffen. Ein Ingenieur und zwei Monteure kommen mit.“

Er stand plötzlich auf. „Entschuldige mich, ich habe eine dringende Radiodepeche nach Medan anzumelden!“

Lief schon durch die Tische nach rückwärts. Im nächsten Augenblick trat der Herr, der sich bei unserer Begrüßung empfohlen hatte, zu mir, stellte sich als Assistenzarzt eines Sanatoriums vor und bat mich, ihm seinen Patienten freizugeben, da er von einer weiteren Konversation Aufregungszustände für ihn befürchte. Herr Hofseld leide an Wahnideen, eine Folge des jahrelangen übermäßigen Alkoholenusses in den Tropen, es sei aber Hoffnung für eine Besserung vorhanden.

„Er wollte dem Sultan von Medan depechieren?“

Der Arzt lächelte. „Seine neueste, fixe Idee, daß er dort Vergnügungsminister sei! Sprechen Sie jetzt, bitte, nicht zu ihm!“

Er nahm Hofseld, der eben zurückkam, unter den Arm. „Wir haben heute noch viel an den Plänen für Ihre Arena zu arbeiten! Es ist höchste Zeit, daß wir heimkommen!“

Der Irre nickte eifrig und folgte ihm willenlos. Bei der Tür drehte er sich schon um und winkte mir zurück.

Scherz und Spott

Galischer Humor.

„Die Wohnung, die Sie mir vermietet haben, Herr Hauswirt, ist voller Wanzen. Was soll ich tun?“ — „Verwahren Sie sie ein Jahr, und wenn der alte Mieter sich nicht meldet, dürfen Sie sie als Ihr Eigentum betrachten.“

„Die Geschworenen haben Sie diesmal noch frei gesprochen. Aber hüten Sie sich in Zukunft vor schlechter Gesellschaft!“ — „Selbstverständlich, Herr Richter, ich werde mich nicht mehr hier blicken lassen!“

Als Dubois nach Hause zurückkehrte, nachdem er mehrere Jahre in Westafrika gewesen war, traf er am Bahnhof seine drei Brüder, denen inzwischen lange Bärte gewachsen waren. Wie er sie begrüßt hat? „Am Himmelswillen, ich werde doch damals nicht versehentlich euren Rasierapparat eingepackt haben?“

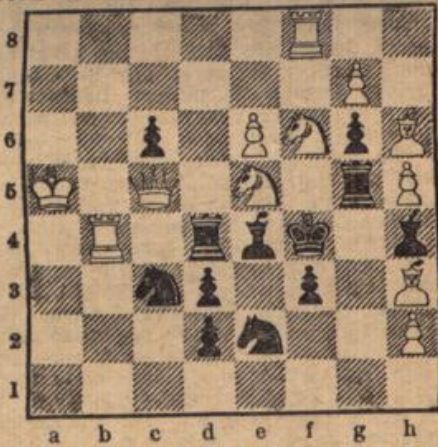
Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 60. L. A. Issaef.

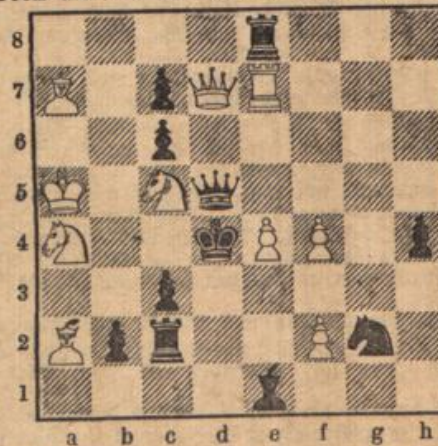
1. Preis des Niederländischen Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dc5, Tb4, f8, Lh3, h6, Se5, f6, Be6, g7, h2, h5.
Schwarz: Kf4, Td4, g5, Le4, h4, Sc3, e2, Bc6, d2, d3, f3, g6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 61. S. P. Krjutschkoff.

2. Preis des Niederländischen Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dd7, Te7, La2, a7, Sa4, c5, Be4, f2, f4.
Schwarz: Kd4, Dd5, Te2, e8, Le1, Sg2, Bb2, c3, c6, c7, h4.
Matt in 2 Zügen.

Der Konservator an der Universität Leningrad, Dr. Peredolski, verbrachte längere Zeit bei den Jakuten und Tungusen im nördlichen Sibirien. Während er in ihren Zelten wohnte und sie auf ihren Zügen begleitete, machte er die Beobachtung, daß fast sämtliche dortigen Völkerschaften, die Tungusen, Samojeden, Dolganen, Jakuten usw. leidenschaftliche Brettspieler sind. Am meisten wird das Damenspiel betrieben, am leidenschaftlichsten das Schachspiel. Die Leute verfertigen die Bretter, indem sie mit einem heißen Eisen die 32 Quadrate schwarz einbrennen, die Figuren werden ziemlich roh aus Knochen geschnitzt. Die Bauern sind etwas kleiner als die Offiziere, merkwürdigerweise aber haben die Bauern eine ähnliche Form wie die Offiziere, sie sind ebenso wie die letzteren unseren Türmen ähnlich. Das unterschiedliche Merkmal besteht darin, daß die Läufer mit geraden Strichen, die Springer mit halbkreisförmigen und strichähnlichen Zeichnungen, die Türme mit kleinen Kreisen versehen sind. Nur der König (Natschalnik = Anführer, Feldherr) ist rot gefärbt. Die Partie dauert gewöhnlich viele Stunden lang, oft wird sie erst am nächsten Tage beendet. Manchmal denken die

Spieler über einen Zug stundenlang nach. Zuschauer in großer Zahl starren schweigend aufs Brett, ist aber ein Zug geschehen, besonders wenn es ein unerwarteter, schöner, glänzender ist, etwa gar ein Figurenopfer, so springen sie auf, schreien laut, jubeln und tanzen und weinen vor Erregung. Ist eine Partie zu Ende, so ist es als werde ein Fest gefeiert. Der Einsatz der Spieler wird durch die Leidenschaft bis zum völligen Ruin der Verlierenden gesteigert. Zuerst geht es um Rentiere, Hunde, Kleider, den ganzen Besitz, endlich werden die Weiber verspielt.

Partie Nr. 19. Gespielt im Turnier zu Wien 1928.

Weiß: Kmoch; Schwarz: Spielmann.

1. Sf3—Sf6, 2. g3—d5, 3. Lg2—h6. Der immer komisch wirkende Kaffeehauszug, den naive Spieler selten unterlassen. Der Zug soll hier dem nach f5 zu entwickelnden Läufer den Rückzug nach h7 sichern. 4. 0-0—Lf5, 5. c4—c6, 6. b3—c6, 7. Lb2—Sbd7, 8. d3—Le7, 9. Sbd2. Bisher verlief alles nach der bekannten Partie Réti-Lasker im New-Yorker Turnier. 9. 0-0, 10. Tel—Lh7. Ein raffinierter Rückzug, der dem Stoß e4 zuvorkommt. 11. e4? schwächt den Punkt d3 unheilbar, es dauert nicht lange und ein schwarzer Springer macht sich dort breit. Weiß steht nicht mehr gut. 11. Sc5!, 12. Se5. Der einzige Zug zur Deckung der beiden Bauern. 12. ... Sfd7!, 13. Sxd7—Dxd7, 14. Sf1. Hier steht der Springer sehr schlecht. 14. ... dxe4, 15. Dg4—Lg6, 16. dxe4—Td8, 17. Ted1—Sd3!, 18. Se3. Droht Figurenverlust durch Lf1. Viel besser war De2, womit Weiß ein befriedigendes Spiel erlangt hätte. 18. ... De8. Ein feiner Rückzug, der den Läufer g6 deckt und so den starken Vorstoß des f-Bauern droht. 19. Lc3? Nur durch De2 war größerer Nachteil zu vermeiden. 19. ... f5, 20. exf5—exf5, 21. Dh3. Hier steht die Dame trostlos, aber auch De2 hätte das Spiel nicht mehr gerettet. 21. ... Sxf2. Sehr elegant. 22. Kxf2—Lc5 und Weiß gibt auf, denn auf Tel—Td3 oder Ld2—Txd2+ gewinnt Schwarz die geopferte Figur mit entscheidendem Vorteil zurück.

Lösungen: Nr. 50. 1. Lxa7. Nr. 51. 1. Sel. — Angegeben von S. Gradstein, Oberstlt. v. Frantzens, K. Kahl, Joh. Stäcker und L. Nickel.

Rätsel

Besuchskartenrätsel.

Henni Houwe
Gast

Wodurch wird eine Eheschließung mit dieser Dame in der Jetztzeit sehr erleichtert?

Gruppenausschnittsrätsel.

Aus den Wörtern Thermometer, Absturz, Konferenz, Bienenstich sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben derart zu entnehmen, daß die zwölf Buchstaben etwas von den Kindern sehnächtig Erwartetes ergeben.

Scharade.

Das Erste ist nicht lang zu nennen,
Das Zweite muß die Ursach' kennen;
Das Ganze treibt man hier und dort,
Es jagt sein Gegenteil nur fort.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 169.

Besuchskartenrätsel: Schornsteinfeger. — Schieberätsel: Atz, Blank, Million, Bumerang, Jerusalem, Laden, Bibel, Talmud, Koran. — Scharade: Sau, er, kraut; Sauerkraut.

Richtige Lösungen sandten ein: Martel König u. Christine Schneider aus Wiesbaden; Margarete Plötz aus Sonnenberg; Otto Präckel aus Hahn i. T.